

Heinz Bude

Das Lachen des Volkes im Land des Lächelns

Was tut das Volk, wenn es sich nicht über Lügenpresse und Systempolitik empört? Es lacht. Beim Karneval, beim Oktoberfest oder in den Höllen des politischen Aschermittwochs. Man klatscht sich vor Begeisterung auf die Schenkel, man lacht Tränen und schunkelt sich unter den Klängen von Volksmusik in einen anderen Zustand. Das Volk begegnet sich bei solchen Gelegenheiten körpernah, durcherhitzt und ausdünstungsstark.

Das Volk, das lacht, vergemeinschaftet sich schamlos und schutzlos. Wildfremde fallen sich um den Hals, fesche Junge küssen gierige Alte und der Kontakt der Körper überwindet Unterschiede von Rang und Stellung. Wie es Heinrich Böll vor mehr als vierzig Jahren in seiner Erzählung „Die verlorene Ehre der Katharina Blum“ geschildert hat, können dabei unerhörte Dinge passieren, an die man sich am nächsten Morgen mit sehnsüchtiger Trauer oder mit hellem Entsetzen erinnert. In der Verfilmung der Erzählung durch Volker Schlöndorff bewegt die madonnenhafte Angela Winkler im Herzen, was ihr beim Karneval so Wunderbares zugestoßen ist. Im gemeinsamen Lachen springt der Zurückhaltende über seinen Schatten und verliert die Unbescholtene ihre Unschuld. Das lachende Volk feiert sich als unbeherrschtes und unberechenbares Kollektiv.

Michail Bachtin, der 1975 achtzigjährig in Moskau gestorben ist, hat so die Lachkultur des europäischen Mittelalters beschrieben. Der sowjetische Literaturwissenschaftler, dem das Dialogische und Mehrstimmige der kulturellen Lebensäußerungen am Herzen lag, erkannte in der schlüpfrigen Komik der Mysterienspiele, im mehrdeutigen Tierepos, in den bacchantischen Tischliedern und in den derben Schwänken ein lebendiges Brauchtum von unten. Es drehte sich die Dramen des Körpers, bei denen buchstäblich nichts ausgelassen wurde. Säfte und Gerüche, monströse Erscheinungen und liebevolle Gestalten, ursprüngliche Laute und schrille Töne gaben zu unbändigem Lachen Anlass. Der mittelalterliche Mensch empfand das Lachen als Sieg über die Angst. Über die reale Angst vor den unberechenbaren Katastrophen der Natur, über die mythische Angst vor einem zornigen Gott, vor allem aber über die moralische Angst vor der Herrschern der Welt, die einen niederdrückt, klein macht und die Kraft nimmt. Alles Bedrohliche wird ins Komische gekehrt, das Entsetzliche ins Grotteske getrieben und im Drüber und Drunter der karnevalistischen Unterbrechungen verliert die Gewalt ihren Schrecken. Für Bachtin, der auf Geheiß von Stalin dreißig Jahre seines Lebens in der Verbannung verbrachte, enthüllte das mittelalterliche Lachen die Wahrheit über Macht und Unterdrückung sowie über Herrschaft und Herrlichkeit. Es machte sich lustig über Lügen und Beweihräucherung, über Schmeichelei und Heuchelei. Im Vertrauen auf eine Wahrheit, die das Gefühl eines ewigen Kreislaufs des Lebens mit der Ahnung einer anderen Zukunft verband, lachte man einfach über alles, was einem Angst einjagen sollte.

Können wir moderne Menschen noch so lachen? Sind wir im Korsett unserer Affektkontrolle dazu in Lage, uns im Auslachen einer wahnsinnig gewordenen Macht mit einem verborgenen Kollektiv zu verbünden?

Das beginnt schon mit der Unklarheit, über wen wir heute lachen sollen. Vielleicht über Donald Trump, der immerhin interessante Haare hat, über Wladimir Putin, der mit nacktem Oberkörper Lachse fängt und dabei wie Popeye der Seemann auszusehen trachtet? Aber doch nicht über Martin Blessing, den Vorstandsvorsitzenden der Commerzbank, der mit viel Geld vom Staat die Bank an Ihrer Seite wieder nach vorn

gebracht hat, auch nicht über Jörg Hofmann, den ersten Vorsitzenden der IG Metall, der an der Spitze einer Großorganisation steht, die einen Mitgliedszuwachs bei Jüngeren zu verzeichnen hat, und schon gar nicht über die Kanzlerin, die meint, ich schaffe das. Über Angela Merkel lässt sich nicht lachen.

Vielleicht haben wir als aufgeklärte Menschen, mündige Bürger und kritische Verbraucher tatsächlich nichts zu lachen. Wir brauchen keine feiertägliche Unterbrechung, wo wir auf die Pauke hauen können, weil wir keinen Alltag kennen, wo wir uns ducken müssen und nicht aufschauen dürfen.

Haben wir darüber das Lachen verlernt?

Aber uns wird doch ununterbrochen etwas vorgelacht. Das Plakatlachen gehört zum Standard der schon lange nicht mehr geheimen Verführung. Werbung soll witzig sein, Spaß machen und gute Laune verbreiten. Im Lachwettbewerb haben die Zuerst-Lacher die Zuletzt-Lacher überflügelt. „Ich kaufe Edeka!“ Während die letzten noch auf die Gelegenheit warten, zuletzt am besten zu lachen, lachen die ersten schon längst über was anderes. „Ich bin doch nicht blöd!“ Mit einem Wort: „Wähle Dich selbst und lache über die anderen!“

In anderen Spots wird um uns wird mit einem „Winner-Take-All“-Lachen geworben, das Siegesgewissheit, Ich-Stärke und Lebensfreude signalisieren soll. Das Lachen erscheint hier als Geste eines Ichs, das den Erfolg will und sich das Leben nicht vermiesen lassen will. Man muss dazu Zähne zeigen, die den Vitalausdruck verstärken. Zahnbleichmittel, die unter Namen wie Perlweiß, Colgate Extrem, Crest Night Effects oder Whitestrips angeboten werden, fördern den Effekt. Es darf kein Zweifel bestehen: Hier lacht ein Ich und nicht das Volk.

Man muss die Sache offenbar anthropologisch grundsätzlicher begreifen: Warum lacht der Mensch überhaupt?

Der Philosoph Helmuth Plessner hat bald nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs das Lachen wie das Weinen als Katastrophenreaktionen an den Grenzen des menschlichen Verhaltens bestimmt. Wenn man in einer Situation absolut nicht mehr weiter weiß, fällt man ins Lachen oder Weinen. Es braucht eine Antwort, aber ich weiß keine.

Eine Entblößung, ein Black-Out oder eine Peinlichkeit lassen einen in den Boden versinken. Man befindet sich am Ende aller Mimik und Gestik, die wenigstens eine wortlose Antwort darstellen könnten. Nichts geht mehr. Ich falle ins Lachen oder Weinen, weil ich mich nicht mehr in der Hand habe. Es kommt zum Bruch zwischen Person und Körper.

Obwohl ich mich in solchen Augenblicken völlig allein fühle, bleiben die anderen nicht unberührt. Im Mitweinen oder Mitlachen reagieren die Umstehenden wie Kreaturen, die einen wieder in die Gemeinschaft aufnehmen, die man aufgrund der Krise des eigenen Verhaltens für eine Schrecksekunde verlassen hatte. Man war im Lach- oder Weinanfall rausgefallen und wird durchs Mitlachen oder Mitweinen wieder reingeholt. Am Ende wischen sich alle die Augen und atmen tief durch.

Nach dieser Deutung ist das Plakatlachen kein echtes Lachen, weil es eine Potenzierung von Selbstbeherrschung zum Ausdruck bringen soll – und den Verlust von Selbstbeherrschung unter allen Umständen vermeiden will.

Bevor das lachende „Winner-takes-All“-Ich ins Lachen oder Weinen fällt, lässt es lieber lachen. Der Sinn der Lachsequenzen in den Sitcoms besteht darin, dass man selber nicht mehr lachen braucht, weil für einen gelacht wird. Die eingebaute Interpassivität rettet einen von der unberechenbaren Interaktivität. Ob man vor dem Bildschirm mitweint oder mitlacht, kümmert niemanden. Weshalb einem angesichts der dargestellten Absurdität des Alltags nicht nur das Lachen, sondern auch das Weinen vergeht.

Es gibt offenbar einen gewissen Lachzwang für den Einzelnen, aber man darf auf keinen Lachschutz mehr in der Gemeinschaft hoffen. Es geht darum, sich nach vorne zu lachen, zu zeigen, dass man alles im Griff hat und sich durch nichts aus der Bahn werfen lässt. Wer lacht, kommt weiter. Mitlachen ist dann entweder Publikumslachen oder Konkurrenzlachen.

Aufs Publikumslachen setzen die Werber, deren Absicht darin besteht, den Weg vom Lachen zum Produkt zu bahnen. Man honoriert durch den Einkauf bei Hornbach, EDEKA oder Media Markt immer auch den Weiterlacheffekt der Werbeclips, von dem man anderen erzählt.

Beim Konkurrenzlachen wird's bei allem Lachen schnell blutig ernst. Wer beim Chef mitlacht, bevor dieser den Umstehenden das Zeichen zum Mitlachen gegeben hat, zeigt, dass er dazu bereit ist, Chefs lachend zur Seite zu drücken. US-amerikanische Serien wie „House of Cards“ oder „Damages“ zeigen, wie die oder der Lachende über Leichen geht. Ich lache nicht erst, wenn ich mit Dir durch bin.

Ist das nicht alles ziemlich lachhaft? Wer will bei dieser Art von Lacherei schon mitmachen? Wie kann man dieser elenden modernen Lachkultur entgehen?

Wir Wissenden, Beobachtenden und Mitdenkenden, die auf Distanz zu diesen peinlichen Erfolgstypen und ihrem blöden Siegerlachen gehen - was tun wir? Wir lächeln.

Eigentlich leben wir in Deutschland, wo man sich zurückhält, wo man nicht Überlegenheit, sondern Übereinkunft sucht, wo bis heute ein unausgesprochenes Demonstrationsverbot für Macht und Reichtum besteht, in einem Land des Lächelns. Es geht nicht um das irre und wirre, nicht um das erleuchtete und erhabene, nicht um das bittere und verzweifelte Lächeln, sondern um das Lächeln der Distanziertheit, der Verhaltenheit und der Überlegenheit.

Das Lächeln ist nicht das kleine Lachen, es ist nicht Zeichen der Krise mit uns selbst, sondern Ausdruck des Vorwegseins jeder Krise mit sich selbst.

Das Lächeln signalisiert gerade nicht den Bruch zwei Leib und Ich, sondern demonstriert den Spielraum der Person in verwirrender Vieldeutigkeit und unübersehbarer Mannigfaltigkeit.

Das Lächeln gewinnt durch seine Distanziertheit Bedeutung als Mittel und Ausdruck der Kommunikation. Durch ein Zucken um den Mundwinkel kann es verletzen, als breites und offenes Lächeln kann es einnehmen und verzaubern. Es lächelt aber immer die einzelne Person, das Volk kann nur lachen.

Helmuth Plessner sagt, dass im Lächeln ein Abstand im Ausdruck zum Ausdruck kommt. Das muss man nicht unbedingt als Maske des Lächelns denunzieren, aber zum Lächeln gehört schon das latente Bewusstsein eines Sich-Selbst-Inszenierens, um Anschlüsse herzustellen, Optionen zu wahren und Alternativen auszuloten. Wer lächelt, will den Überblick bewahren und Wirkungen erzielen. Lachen ist nicht ausgeschlossen, aber es soll ein Lachen aus dem Lächeln sein. Nicht so auftrumpfend wie beim Siegerlachen, aber auch nicht so grundstürzend wie beim Zusammenbruchslachen.

Das Lächeln ist der leibexpressive Ausdruck der Ironie und insofern eine Gebärde unserer Zeit. In bestimmter Unbestimmtheit lassen, was man denkt und zu tun gedankt. Nichts wagen, höchstens etwas riskieren, bei dem die Risikoquote berechenbar ist, aber immer Distanz halten, um nicht an den Nullpunkt zu kommen.

Worüber können wir dann mit unserem universellen Lächeln noch lachen? Über uns selbst.

Denn manchmal tut es dem Menschen gut, gemeinsam zu lachen und nicht immer nur allein zu lächeln.

